

Extrait des
Annales du Service des Antiquités
de l'Égypte, 1906



DIE ENTDECKUNG

DES WILDEN URWEIZENS IN PALÄSTINA

VON

G. SCHWEINFURTH ⁽¹⁾.

Das naturhistorische Hofmuseum zu Wien besitzt seit fünfzig Jahren das Exemplar einer Grasart, an das sich kulturhistorische Fragen von grösster Tragweite knüpfen, und das aus diesem Grunde Gegenstand vieler Kontroversen geworden ist. Nach dem Urteil des Altmeisters der Cerealienkunde, des Geh. Rats, Professors Körnicke in Bonn, dürfte man die Pflanze als die wilde Stammart unseres Kulturweizens betrachten. Der österreichische Botaniker Theodor Kotschy hatte sie auf einer seiner zahlreichen Orientreisen bei Raschaja am Hermon aufgefunden, die Bedeutung seines Fundes aber nicht gedeutet, desselben auch bei Besprechung seiner Exkursionen am Hermon ⁽²⁾ mit keiner Silbe Erwähnung getan. Über das wilde Indigenat der Pflanze sowie über den Grad ihrer Verwandtschaft mit dem Kulturweizen wurden Zweifel geäussert, obgleich Körnicke, der die Pflanze in seiner Monographie der Getreidearten (1885) ⁽³⁾ unerwähnt gelassen, weil infolge eines unglücklichen Zufalls die im Wiener Museum gemachten Notizen verlegt waren, nachträglich mit voller Bestimmtheit und im bejahenden Sinne sein Urteil abgegeben hatte. In den Verhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Rheinland und Westfalen hatte Körnicke dann 1889 die Kotschysche Pflanze genau beschrieben und sie als die Wildform des Emmers (*Triticum dicoccum*, franz.: «amidonnier», ital.: «farro») mit den Namen var. *dicoccoides* bezeichnet. Körnicke hatte an dem einen Exemplar des Wiener Museums auch den Beweis erbringen

⁽¹⁾ L'article fut publié à l'origine dans la *Vossische Zeitung* du 21 septembre 1906. Il a été revu et complété par l'auteur pour nos *Annales*. — G. M.

⁽²⁾ *Sommerflora des Anti-Libanon*, Bot.-zool. Ges., Wien 1861.

⁽³⁾ Körnicke und Wimmer, *Handbuch des Getreidebaues*.

Annales, 1906.

können, dass die Pflanze als eine wildwachsende, nicht etwa als eine verwilderte Form oder ein Kulturfüchling zu betrachten sei. Es ist bekannt, dass unsere Getreidearten sich bisher noch in keinem Lande als verwilderte und dauerbeständige Formen verbreitet und eingebürgert haben, zudem wird auch die der Hermonpflanze nächstverwandte. Unterart des Kulturweizens, nämlich der Emmer, heutigen Tags in Vorderasien nicht mehr angebaut. Man hat bisher Emmer weder in Kleinasien noch in Syrien irgendwo angebaut gefunden, aber Hausknecht hat diese primitive Form des Kulturweizens im Lande der Bachyaren, des alten rätselhaften Völkerrests von Luristan, angetroffen.

Mittlerweile waren viele Jahre verlossen, ohne dass es aller Bemühungen ungeachtet möglich gewesen wäre, Genaueres über das Vorkommen und die weitere Verbreitung der interessanten Gräser, vom Hermon in Erfahrung zu bringen. In diesem Sommer ist es endlich, dem in verschiedenen naturwissenschaftlichen Disziplinen wohlbewanderten Agronomen Aaronsohn gelungen, die von Kotschy bei Raschaja gefundene Pflanze auch am Südostabfall des Hermon bei Arny und, was in Anbetracht der genaueren Erforschung des Westjordangebiets noch mehr, überraschen muss, auch bei Rosch-Pinah und an den Ostabfällen des Dschebel Saled und Kanaan einzusammeln, überall in reicher Verbreitung. Rosch-Pinah ist eine jüdische Agrikulturstation von 800 Seelen in der Nähe von Dschaune, und in Nordwest vom See von Tiberias gelegen. Aaronsohn, der seine Ausbildung auf der landwirtschaftlichen Hochschule zu Grignan erhielt, ist der Sohn eines Kolonisten von Zichron-Jacob (wörtl. *Erinnerung an Jacob*, eine Stiftung von James Rothschild) bei Haifa und von Jugend auf in ländlichen Verhältnissen erzogen. Seit etwa 2 1/2 Jahren hat Aaronsohn im Auftrage der Zionistischen Kommission zur Erforschung von Palästina, als Geologe und Botaniker verschiedene Erkundigungs- und Forschungsreisen ausgeführt, davon zwei in Begleitung Dr. Blanckenhorns, des besten Kenners der Geologie jener Gegenden.

Man kann sich vorstellen, wie vieles noch in diesem so oft bereisten Lande ausfindig zu machen sein muss, wenn eine Pflanze von der Bedeutung des wilden Emmers so lange unbeachtet bleiben konnte. Von einer verwilderten Form kann jetzt keine Rede mehr sein, nachdem die Gräserart an so vielen und räumlich weitgetrennten Orten, dann auch in verschiedenen

abweichenden Spielarten angetroffen worden ist. Die eingeschickten Exemplare sind von Prof. Körnicke und von mir aufs Sorgfältigste untersucht worden.

Die ältesten historisch nachweisbaren Gebiete des Weizenbaus sind die Länder am Euphrat und am Nil; der in einer dazwischenliegenden Gegend erbrachte Nachweis der Urheimat dieses vornehmsten Symbols der menschlichen Kultur muss daher für die Geschichte der letzteren von grosser Bedeutung sein. Allerdings darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass die weiter westlich gelegenen Gegenden Vorderasiens, namentlich die persischen Grenzländer botanisch noch sehr unvollständig erforscht sind, und dass es nicht unwahrscheinlich erscheint, dass die Gräser, die Kotschy und Aaronsohn in Palästina und am Antilibanon entdeckten, noch eine weite Verbreitung in dieser Richtung besitzt. Zunächst aber mögen zur Orientierung des Lesers einige Bemerkungen gestattet sein, um flüchtig die verschiedenen Verwandtschaftsgrade anzudeuten, die sich aus dem gegenseitigen Verhalten der durch den Anbau entstandenen Rassen des Kulturweizens sowie aus seinem Verhältnis zu den ihm nahestehenden wilden Triticumarten ergeben.

Bei den durch die Kultur zum Vorteil des Menschen veredelten Gräserarten wird das durch die Jahrhunderte fortgesetzte Bestreben der Anbauer und Züchter klar, diejenigen Formen als Dauerformen den Vorzug zu geben, deren Ähren auch bei der Reife im ganzen ein festes Gefüge bewahren, im einzelnen aber die Körner leicht ausfallen lassen, mit anderen Worten, das Bestreben Ähren zu erzielen mit fester und unzertrennlicher Spindel und mit daran sitzenden Ährchen, deren Spelzen die Körner nicht allzuweit umschliessen. Bei den kultivierten Rassen von Weizen und Gerste, auch beim Hafer, ist das letztgenannte Kulturziel noch nicht vollkommen erreicht, aber beim Weizen tritt das Zuchtprinzip nach beiden Richtungen hin ganz klar und offenkundig in die Erscheinung. Man kann daher diejenigen Kulturformen, bezw. Kulturunterarten, deren Spindel leicht in ihre einzelnen Glieder zerfällt und deren Ährchen mit den an ihnen haftenden einzelnen Spindelgliedern (zusammen „Veesen“ genannt) das Früchtkörn so fest umklammert halten, dass es nicht durch gewöhnliches Dreschen, sondern durch ein eigenes Verfahren („Geben“) erst nach Zerkleinerung der Veesen freigelegt werden kann, als die primitiveren,

Im alten Ägypten ist der Emmer, wie man nach der Häufigkeit und z. T. Massenhaftigkeit seines Vorhandenseins in den Gräbern und unter den Totenbeigaben zu urtheilen berechtigt ist, vorzugsweise angebaut worden ⁽⁴⁾. Dergleichen fanden sich Emmerähren und-körner in den ältesten Pfahlbauten der Schweiz (Robenhausen und Wangen). Heute finden wir den Anbau von Emmer und den von Spelz in stetiger Abnahme begriffen und gerade unter manchen Völkern, die selbst als Relikte des grauen Altertums zu betrachten sind. Ausser in Schwaben und der Nordschweiz, sowie in Serbien wird heute noch Emmer angebaut in den baskischen Provinzen

(4) Es kann mit ziemlicher Bestimmtheit

ment (*Exod.*, Ix, 32; *des.*, XXVIII, 251; *Ezechiel*, IV, 9).

und, wie erwähnt, bei den Bachtyaren Persiens. Der festspindelige Weizen, unser gewöhnlicher Kulturweizen (Weizen im engeren Sinne, *Triticum sativum tenax* nach Hackel und nach Ascherson u. Grabenher) muss sich übrigens schon in sehr alter Zeit von der Urform differenziert haben, denn wir finden ihn, immer in Begleitung des Emmers, im alten Ägypten, sogar in den ältesten Gräbern ⁽¹⁾, die bekannt wurden und ebenso in gleicher Gemeinschaft mit der primitiven Form in Pfahlbauten der Schweiz (Wangen), die dem jüngsten Neolithium angehören, hart vor dem Beginn der Bronzezeit. Im heutigen Ägypten ist die Emmerkultur verschwunden, an ihre Stelle ist die des Hart- oder Glasweizens (*Tr. sativum tenax durum*) getreten, in denselben vor den übrigen Rassen prädominierenden Weise wie ehemals der Emmer. Der Hartweizen, der im gesamten Mittelmeergebiet und vorherrschend in Nordafrika angebaut wird, ist in Ägypten durch eine grosse Formenreihe vertreten. Ich sammelte dort deren zwanzig verschiedene. — Gewisse Sorten lassen sich aber vom Emmer nur durch die schwächeren Grannen, die Zähigkeit der Spindel und durch die losen Körner unterscheiden. Nach Körnicks eigenem Geständnis sollen zwischen den hauptsächlichsten vier Rassen des Kulturweizens (*Tr. sat. tenax* als *ul-gare, compactum, turgidum* und *durum* unterschieden nach Ascherson und Grabenher's Synopsis) überhaupt keine Grenzen bestehen, namentlich könne man eine gewisse Anzahl von Formen ebenso gut zu *Tr. durum* als zu *turgidum* stellen. Die Differenzialdiagnose lässt sich nur aufrecht erhalten, wenn man die Merkmale nach Art einer Diagnose aufstellt. Vielleicht ist der jetzt so weitverbreitete und durch die auf ihn begründete Maccaroni-Industrie wirtschaftlich wichtige Hartweizen ein Ergebnis der im frühesten Altertum betätigten Selektionsbestrebungen.

Das durch sehr abweichend geformte Körner auffällig vom Emmer und von den eigentlichen Kulturweizensorten verschiedene Einkorn (*Tr. monococcum*) dagegen ist in Ägypten, weder im alten noch im neuen, bisher nicht nachgewiesen worden. Als Kulturpflanze trägt es einen weit primitiveren Charakter zur Schau als der Emmer — und es ist von diesem sowohl wie

vom gewöhnlichen Kulturweizen, aber auch vom Spelz artlich verschieden. Indem Kreuzungen mit diesem entweder ganz fehlschlagen (H. de Vilmorin) oder nur unfruchtbare Bastarde hervorbringen (Beyerink). Der gering entwickelte Formenkreis des angebauten Einkorns scheint auf eine nicht sehr alte Kultur hinzuweisen, aber sein Vorhandensein im alten Troja ist erwiesen. Heute erscheint die Verbreitzungszone des Kultur-Einkorns ausgedehnter als die von Emmer und Spelz. Sie erstreckt sich von Spanien durch das südlichere Mitteleuropa bis nach Thüringen und bis Dalmatien und die Herzegowina. Die wilde Stammart steht den wenigen Formen, die Gegenstand des Ackerbaues sind, so nahe, dass über die Ableitung der letzteren ein Zweifel nicht obwalten konnte. Der Verbreitzungsbezirk des wilden Einkorns ist sehr gross und umfasst die ganze Balkanhalbinsel einschliesslich Serbien, dann Kleinasien, Nordsyrien und Mesopotamien. Im südlichen Syrien und in Palästina war das wilde Einkorn bisher nicht gefunden worden, es ist das Verdienst Aaronsohns, auch für diese Stammform das Vorhandensein am Hermon an zwei getrennten Örtlichkeiten nachzuweisen.

Auf welchem Wege Gerste und Weizen nach Ägypten gelangt sind, ist noch nicht erwiesen, sicher ist nur, dass das alte Babylonien in dieser wie in anderen wichtigen Fragen der kulturellen Entwicklung die Lehrmeisterin der Protoägypter gewesen ist, und das lange vor der ersten Dynastie! Mit den Cerealien, die bei ihnen ursprünglich nicht vorhanden sein konnten, kam auch der von ihrem Anbau unzertrennliche Pflug und in seinem Gefolge das Rind, ferner eine neue Schafrasse, wenn nicht bereits früher eine eigene im Lande vorhanden war. Vor allem aber sind es die metallurgischen Kenntnisse, die Verwendung von Kupfer und von Bronze, der Pyramidenbau, der Gebrauch zylindrischer Siegel, vielleicht sogar die Hieroglyphenschrift, deren uralte, protohistorische Entlehnung unweigerlich auf die Euphratländer hinweisen. Auch die Mythenbildung der alten Hebräer weist in Bezug auf den Cerealienbau gen Babylon und Mesopotamien.

Wenn nun auch vom südlichen Arabien her ein unbestrittener Einfluss sich auf das älteste Ägypten geltend gemacht hat und es nicht als durchaus unmöglich betrachtet werden kann, dass die erste Vermittlung des Ackerbaus dem heiligen Lande der Götter (dem Hochlande von Jemen) zugefallen

sei, so darf doch nicht ausser acht gelassen werden, dass der wahrscheinlichste und bequemste Zugang immer durch Palästina geführt haben muss. Auch Körnicke betrachtet die Euphratländer als die eigentliche Kulturheimat unseres Weizens und wohl auch die der Gerste und des Einkorns. Die gleiche Ansicht vertritt Ascherson in seiner, in Gemeinschaft mit Graebener herausgegebenen *Synopsis der mitteleuropäischen Flora* (1), und zu demselben Ergebnis gelangte *Alphonse de Candolle* schon zwanzig Jahre vorher. Link dagegen hatte die Heimat des Kulturweizens in Persien vermutet. In Bezug auf Herkunft und Entstehung des Weizens hat auch Graf zu Solms-Laubach eine Anzahl neuer Gesichtspunkte aufgestellt in seiner interessanten *Weizen und Tulpe* betitelten Schrift (Leipzig, 1899). Das Problem, in welchem Lande der Ursprung der Emmerkultur zu suchen sei, wo der erste Versuch gemacht wurde, den Weizen aus der freien Natur in den Dienst des Menschen zu stellen, wird seiner Lösung erst näher gebracht werden können, wenn mehr sichere Anhaltspunkte zur Beurteilung der frühesten Völkerentwicklung in den Euphratländern und in Zentralasien gewonnen sein werden, wenn, um es mit einem Wort zu sagen, an Stelle der jetzigen Gleichung mit vielen Unbekannten eine vereinfachte Berechnung aller Kulturfaktoren, die dabei mitgewirkt haben, gestattet ist.

Erwägungen verschiedener Art, deren Darlegung hier unterbleiben muss, haben Körnicke veranlasst, der Gerste in der Entwicklung des Ackerbaus vor dem Weizen (bezw. Emmer) die Primogenitur zuzuerkennen. Ob aber die Urbabylonier (Sumerer), die wahrscheinlich Turanier und als solche dem Ursprünge vieler im Laufe der Zeiten weit nach Westen verbreiteter Nutzpflanzen näher waren als andere Völker Vorderasiens, ob diese Sumerer aus ihrem Ursprungslande bereits das Prototyp des Kulturweizens mitgebracht haben, oder nur die Gerste, oder ob sie diese Cerealien in der neuen Heimat anderen altgewohnten substituierten, ob sie den Pflug bereits mit dem Rinde aus den nördlicheren Gegenden mit sich führten, das sind Fragen, deren Beantwortung zurzeit noch jeder gesicherten Unterlage entbehrt.

Die Frage nach der Herkunft von Gerste und Weizen hat vielfach die

(1) ASCHERSON UND GRAEBENER, *Synopsis der Mitteleuropäischen Flora*, vol. II, 1. S. 674.

Gräber, wie einige Schriftsteller behauptet hätten, wären zu Nysa, einer Ägypten benachbarten Landschaft Arabiens, wo Osiris aufgewachsen oder erzogen worden sei, und dort sei auch beiden Göttern Gedenksäulen errichtet. Auf diejenigen, die der Isis geweiht war, hätte man in hieratischer Schrift ein Selbstbekenntnis der Isis lesen können, das in den Worten gipfelte: «Ich habe zuerst den Genuss der Frucht für den Menschen erfunden».

Über die geographische Lage von Nysa scheint Diodor nicht recht im Klaren gewesen zu sein, denn es gab mehrere Örtlichkeiten dieses Namens. Nach dem dichterischen Zitat, das er anführt, zu urteilen, muss ihm die Gegend als ein hohes und grünes Waldgebirge (der Thabor?) vorge-schwebt haben. Die uns von den Alten übermittelten Getreidesagen hat vor achtzig Jahren der geistvolle Botaniker Link in seiner «Urwelt und das Altertum» und vor siebzig Jahren Dureau de la Malle in seiner Abhandlung über den Ursprung des Weizens und der Gerste⁽¹⁾ am ausführlichsten behandelt.

Der französische Forscher geht in Bezug auf Nysa von der Annahme aus, dass dort die wildwachsenden Formen der Gerste und des Weizens zuerst aufgefunden worden seien. Indes geht dieser Umstand aus den von Diodor gemachten Andeutungen keineswegs mit Deutlichkeit hervor. Dureau de la Malle, der hier eine geschichtliche Überlieferung vermutet, fragt sich, welches Nysa wohl gemeint sein könne von den sieben, die das Altertum kannte. Er gelangt zu dem Ergebnis, es müsse dasjenige Nysa gewesen sein, das später den Namen Tiberias erhielt. In neuerer Zeit ist nun festgestellt worden, dass auf dem benachbarten Berge Thabor die wilde Stammart unserer Gerste (*Hordeum spontaneum*) besonders verbreitet sei. Schon lange hatte sich unser grösster Cerealienkenner Geh. Rat. Prof. Körnicke angesichts dieser Tatsache und im Hinblick auf Dureau de la Malle an der Vorstellung ergötzt, dass man auch mit einer falschen Prä-misse zu einem richtigen Ergebnis gelangen könne; jetzt, infolge der Entdeckung Aaronsohns, wo für die Gegend von Tiberias zu der Urgerste sich noch der Urweizen gesellt, ruft er in einem Briefe halbspöttisch aus: «also muss die Erzählung der ägyptischen Priester unantastbar sein wie ein

⁽¹⁾ DUREAU DE LA MALLE, in *Ann. des Sc. nat.*, vol. IX (1826).

alten Schriftsteller beschäftigt. Berosus, jener Belpriester, der zur Zeit Alexanders des Grossen in Babylon lebte, soll in seinen verloren gegangenen Aufzeichnungen, nach den von Eusebius uns übermittelten Fragmenten, von wild wachsendem Weizen in Mesopotamien berichtet haben. Ein und zwanzig Jahrhunderte nach Berosus, vor jetzt hundert Jahren, will Olivier⁽¹⁾ am Euphrat, nicht weit von Anah wilden Weizen angetroffen haben, aber dieser Fund ist nicht beglaubigt, und wahrscheinlich hat der französische Reisende, der so genau das türkische Reich beschrieb, sich in diesem Falle derselben Täuschung hingegeben wie fünfzig Jahre nach ihm der Botaniker Balansa, der das wilde Einkorn mit dem wilden Kulturweizen verwechselte. Auf dem Gebiete der alten Mythenüberlieferung tischt uns in Bezug auf die vorliegende Frage niemand schönere Dinge auf als Diodor von Sizilien⁽²⁾. Dieser beschäftigt sich bei seinen Mitteilungen über die urchgeschichtlichen Sagen der Ägypter, immer den Erzählungen der Priester folgend, viel mit dem Problem des Ursprungs des Getreidebaus. Er hat an einigen Stellen seines ersten Buches jener alten Priesterlegende flüchtig Erwähnung getan, derzufolge der Anbau von Gerste und Weizen — diese beiden Gewächse werden immer wie Geschwister nebeneinander genannt — den Menschen zuerst durch Isis und Osiris gelehrt worden sei. Isis hätte die Frucht des Weizens und der Gerste entdeckt. Von den Menschen wären diese wild wachsenden Pflanzen unbeachtet geblieben. Daher pflege man auch in Ägypten bei der Ernte die ersten Ähren dem Andenken der Isis zu weihen. Osiris, Bruder und Gemahl der Isis, hätte die Zubereitung dieser Körnfrüchte erfunden. Dem Ackerbau, also dem Anbau dieser Körnfrüchte, sei er besonders zugetan gewesen. Um nun den Menschen das Pflanzen des Weinstocks und das Aussäen von Gerste und Weizen zu lehren, als Mittel zur Bezähmung der Wildheit, sei Osiris, so erzählt Diodor, durch die ganze Welt gezogen. Für die der gesamten Menschheit erwiesene Wohltat durch diese «im Anfang aller Erfindungen gemachte Erfindung der Früchte» sollen nun Isis und Osiris unter die Götter versetzt und als solche allgemein verehrt worden sein, denn nach dem Ausspruche Diodors hätte sich die Gottheit in ihnen auf die herrlichste Art offenbart. Ihre

⁽¹⁾ OLIVIER, *Voyage dans l'empire ottoman* (1807), vol. III, p. 460. — ⁽²⁾ DION. SIC., liv. I, § 14, 15, 17, 18, 27.

Thorma». Es sei aber gleich hinzugefügt, dass Körnike, was den von Diodor überlieferten Mythos anbelangt, die Sache nur als ein Kuriosum behandelt wissen will. Man darf überhaupt nicht vergessen, dass wir uns der aus dem geistigen Nachlass der alten Schriftsteller erhaltenen Erbschaft immer nur mit der Rechtswohlthat des Inventars zu erfreuen haben. Es sind eben oft etwas lose aneinandergereihte Angaben aus unbekannten Quellen, die uns dargeboten werden.

Derselbe Diodor, der uns die schöne Geschichte von den Wohlthaten der Isis erzählte, schreibt im weiteren Verlaufe seiner historischen Bibliothek die nährlichen Verdienste um das Menschengeschlecht anderen Gottheiten zu. In seinem Sizilien behandelnden «Inselbuch» sagt er, offenbar beeinflusst durch eine Stelle in der *Odyssee* (I, 9): «In verschiedenen Gegenden Siziliens wächst heute noch der sogenannte wilde Weizen», und er versteht die Wahrscheinlichkeit einer dort erfolgten ersten Einführung der sizilianischen Grasart in den Haushalt des Menschen durch den Umstand zu erklären, dass solches nur möglich gewesen sei auf dem denkbar besten Boden, und wo, nach dem Ausspruch Homers, «nur befruchtender Regen von Jupiter macht es erwachsen», alles von selbst gedeihe. Die Göttinnen, die diesen Fruchtbau erfanden, seien überdies bei den Siziliern mit Vorliebe verehrt worden. Wahrscheinlich meint Diodor die Ceres und die Proserpina. Es dürfte von Interesse sein, dass die Flora von Sizilien verschiedene, dem Weizen nahe stehende Gräser beherbergt (*Secale*, *Agropyrum*, *Triticum*, *Aegilops*), die im Volksmunde wohl als Urformen des Geschlechts des Kulturweizens bezeichnet worden sein können, aber merkwürdig erscheint der Umstand, dass der überall in mediterranen Süden weit verbreitete und dem Kulturweizen besonders nahe verwandte *Aegilops* (*A. ovata* L.) nach dem Zeugnis von Inzenga⁽¹⁾ noch heute in einigen Gegenden der Insel den Namen *frumentu sarvaggiu*, d. i. «wilder Weizen» führt. Das Merkmal, das gerade bei der gehannten *Aegilops* im Gegensatze zu anderen, die nahe Verwandtschaft bekundet (die drei Keimwurzeln des Samens, im Gegensatze zu der einfachen bei anderen), ist ziemlich subtiler Art und dem unbewaffneten Auge kaum erkennbar.

(1) Inzenga, in *Annates agriment.* (sic), *teste* A. de Candolle.

Die volkstümliche Bezeichnung der Pflanze macht also der Beobachtungsgabe des Sizilianners alle Ehre.

Zu den wichtigen pflanzengeographischen Tatsachen, die wir den letzten Reise von Aaronsohn verdanken, kann man dem Zionistischen Komitee, das ihn aussandte, nur Glück wünschen. Mögen sie seinen edlen Bestrebungen ein Zeichen glücklicher Vorbedeutung sein, und gewiss ist es ein Zeichen, dieses Auffinden des Urweizens dicht bei einer der neuen Versuchsstätten, wo das von Hause aus so durchaus ackerbaubreibende Volk Israel wieder seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben werden soll.

Die Akademien und die wissenschaftlichen Körperschaften, die sich die Lösung der alten Kulturprobleme zur Aufgabe machen, werden es jetzt bedauern, dass ihnen ein so schöner Preis entgangen ist. Vor Jahren hatte sich Geh. Rat Körnike vergeblich an die Wiener Akademie, dann auch nach Berlin gewandt, ohne Entgegenkommen zu finden. Vergeblich hatte Körnike darauf hingewiesen, wie wünschenswert es doch sei, dass einmal Klein- und Vorderasien genauer mit Rücksicht auf die landwirtschaftlichen Kulturpflanzen durchforscht würde. Diese Fragen haben doch nicht allein für die Botanik Interesse, sondern für alle gebildeten Menschen, denen die Kulturgeschichte der Menschheit nicht gleichgültig ist. Es ist aber ungemein schwierig, Andere, denen mehr als eine bloss beratende Stimme zukommt, für die Befriedigung wissenschaftlicher Liebhabereien zu gewinnen und vom Bevorzugen und in den Vordergrund Drängen der eigenen abzuhalten.

Eine Treppe mit vielen Stufen führt aus den tiefsten Schächten menschlicher Überlieferung bis zu uns herauf, aber nur wenige Stufen gewähren Halt, nur vereinzelte haben noch ihre scharfen Kanten vom festem Stein; immerhin gestattet die Treppe einen Zusammenhang. Dieses Bild mag unsere heutige Kenntnis der Geschichte des Getreidebaues veranschaulichen. Die Zuverlässigkeit, um bei dem gebrauchten Bilde zu bleiben, von einzelnen dieser Stufen ist dem Naturkundigen, dem Pflanzengeographen bekannt. Anders pflegen die Schriftgelehrten zu urteilen, in ihren Augen nehmen sich die festen Stufen aus wie aufgeloste Wollsäcke, und sie verschliessen sich überhaupt der Kraft einer naturwissenschaftlichen Beweisführung, sobald diese sich auf ein Gebiet begibt, das sie mit ihren so leicht misszu deutenden, Inschriften gepachtet, zu haben vermeynen. Sie überschauen

eben, dass die Naturkörper auch Schriftstücke und Dokumente sind, oft mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt, immerhin greifbare Realitäten, die der Mensch nicht zu fälschen vermag und die nur die Unkenntnis missdeutet. Der Ausschlag gebende Wert der materiellen Zeugnisse wird aber leider von den Vertretern der schriftkundigen Richtung immer noch nicht in seinem vollen Umfange gewürdigt. Man handelt lieber mit abstrakten als mit konkreten Begriffen, den Hausbau oft mit dem Dache beginnend.

G. SCHWEINFURTH.



